

DESIGNING THROUGH MAKING

Teamwork, sozialer Mehrwert, großes ehrenamtliches Engagement, technologische Innovation und Belebung des Stadtraums sind charakteristische Merkmale der Projekte, die das „design.build studio“ der Technischen Universität Wien in den letzten 15 Jahren realisiert hat. Ein Gespräch mit dem Leiter des Studios Peter Fattinger über „Learning by Doing“, die Beliebtheit von Gemeinschaftsküchen und seine Gefühle, wenn die Bagger kommen.



Photo: Peter Fattinger

Multifunktionales Gebäude für ein Waisenhaus auf Nias Island, Indonesien, 2007

Christian Muhr (CM) im Gespräch mit Peter Fattinger (PF)

Die ersten Design-Build-Initiativen wurden in den 1980er-Jahren vor allem an amerikanischen Universitäten gestartet, um die Verbindung von Lehre, Forschung und Praxis zu intensivieren und sich zugleich verstärkt sozialen und kommunalen Aufgabenfeldern zu widmen. Im Rahmen von Design-Build-Studios erhalten ArchitekturstudentInnen die Möglichkeit, sämtliche Phasen eines realen Bauprojekts vom Entwurf bis zur Fertigstellung zu durchlaufen. Die TeilnehmerInnen arbeiten im Team und idealerweise auch in einem Raum zusammen und sind gefordert, sich mit allen Aspekten der Umsetzung auseinanderzusetzen und dabei auch selbst Hand anzulegen. Abgesehen vom sozialen Mehrwert vieler Design-Build-Projekte bietet die Methode auch die Möglichkeit, die Rückkoppelung zwischen Planung und Umsetzung genauer zu studieren und insofern auszunutzen, als Entwicklungen auf der Baustelle in die Planung rückfließen können.

Zu den aktuellen Projekten des „design.build studio“ an der Technischen Universität Wien gehört „OPENmarx“, die temporäre Zwischennutzung einer rund 40.000 Quadratmeter großen Stadtbrache im Wiener Stadtteil St. Marx im 3. Bezirk. Dieses ehemalige Areal des Wiener Schlachthofs, das sich schon seit Jahren im Wandel befindet, wird in Form von mobilen Modulen mit Werkstätten, Küchen, Veranstaltungs- und Lernräumen sowie Sportmöglichkeiten ausgestattet, die den AnrainerInnen aus der Umgebung, aber auch den Bewohnern der

Photo: Peter Fattinger



StudentInnen bei der Errichtung eines multifunktionales Gebäudes auf Nias Island, Indonesien, 2007

Die Zeit der StararchitektInnen ist meiner Meinung nach vorbei.

Flüchtlingsunterkunft „Haus Erdberg“ zur gemeinschaftlichen Nutzung zur Verfügung stehen. Für die Betreuung und die Programmierung sorgen verschiedene soziale und kommunale Einrichtungen und Initiativen sowie das future.lab der Technischen Universität Wien.

CM: Ich möchte unser Gespräch zunächst auf die Methode und dann auf die Inhalte deiner Projekte fokussieren, wobei mir klar ist, dass man das eigentlich nicht trennen kann. Du leitest das „design.build studio“ an der TU Wien. Solche Studios, in denen Studierende gemeinsam konkrete Projekte planen, aber auch umsetzen, gibt es mittlerweile an vielen Universitäten.

PF: In den USA hat „Design-Build“ im akademischen Rahmen bereits eine längere Tradition. In Europa hat sich diese Methode vor allem im Lauf der letzten zehn Jahre durchgesetzt. Ich habe vor 15 Jahren an der TU Wien damit begonnen. Der Kreis der Architekturschulen, die Design-Build-Lehrveranstaltungen anbieten, wächst stetig. In der Zeitschrift „ARCH+“ wurde aktuell sogar von einem „design-build movement“ geschrieben. Gemeinsam mit der TU Berlin sowie mit einigen außereuropäischen Universitäten haben wir das Design-Build-Knowledge-Network gegründet, eine Plattform, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Implementierung, Verbreitung und Zukunftsfähigkeit der Design-Build-Methode an Architekturschulen zu fördern. Vom 1. bis 3. Juni 2016 veranstalten wir dazu an der TU Wien auch die internationale Design-Build-Konferenz und Ausstellung „HANDS ON. enhancing architectural education“.

CM: Kann man daraus eine Selbstkritik der Unis ableiten in dem Sinne, dass Design-Build-Studios besonders praxisorientiert und partizipatorisch angelegt sind als Ausgleich zur Theorielastigkeit und zum Frontalunterricht?

PF: Ich sehe das „design.build studio“ einfach als Ergänzung oder Anreicherung des Architekturstudiums. Man kann viel von dem, was man theoretisch lernt, praktisch anwenden und überprüfen. Es wäre aber unmöglich und unsinnig, ein solches Studio als verpflichtende Lehrveranstaltung für alle Studierenden anzubieten. Es erfordert viel Einsatz, Engagement und Zeit, daran teilzunehmen. Insofern ist es essenziell, dass sich nur jene Studierenden dafür anmelden, die es auch wirklich machen wollen, und zwar zu hundert Prozent. Heute tendieren viele Studierende leider dazu, schnell durch das Studium zu rasen.

CM: Ihr entwickelt nicht nur ein konkretes Projekt und setzt es um, sondern ihr beobachtet auch, wie das Projekt nach der Fertigstellung weiterläuft.

PF: Da unsere Projekte in der Regel gemeinnützige bzw. öffentliche Bauwerke sind, haben wir jederzeit Zugang und somit Einblick, wie sie sich in der laufenden Benutzung bewähren. Wir gewinnen Erkenntnisse, nicht nur in konstruktiver Hinsicht, sondern auch dahingehend, wie sich der Raum anfühlt, wie er unter dem Nutzungsdruck des Alltags funktioniert und wie er von den NutzerInnen angenommen und eventuell auch adaptiert wird.

Das Ziel unserer Projekte ist jedenfalls nicht darauf reduziert, einfach nur ein Bauwerk zu realisieren, es geht vielmehr auch darum, den Studierenden die Möglichkeit zu geben, die unmittelbaren Auswirkungen ihres Denkens, Kommunizierens und Handelns in einem breiteren Kontext zu erleben und zu verstehen.

CM: War das „design.build studio“ an der TU Wien eine Initiative, die von unten, von den Studierenden, kam oder von oben, von den Dekanen?

PF: Weder noch. Als ich im Jahr 2000 im Rahmen der Gastprofessur des Atelier Van Lieshout die Möglichkeit bekam, gemeinsam mit Joep van Lieshout an der TU Wien zu unterrichten, nutzte ich dies dazu, mit Studierenden eine modulare, temporäre Intervention im urbanen Raum zu entwickeln, zu bauen und zu bespielen. Dieses Projekt war

Photo: Markus Fattinger Architektur fotografie



OBENauf, bed & breakfast at Caritas Bauernhof Unternalb, Retz, 2016

Gerade für soziale Einrichtungen ist es wichtig, über gute Architektur einen Mehrwert zu schaffen.

Die besondere Qualität des Areals in Erdberg besteht darin, dass man es noch formen kann und dass sich die NutzerInnen dabei auch einbringen können.

der Grundstein für das „design.build studio“, das ich in den folgenden 16 Jahren kontinuierlich an der TU Wien auf- und ausgebaut habe.

CM: So ein „design.build studio“ agiert wohl öfters unakademisch. Studierende tun in diesem Rahmen wahrscheinlich auch Dinge, für die sie offiziell noch gar nicht zertifiziert wurden.

PF: Ja, das stimmt zum Teil. Natürlich kooperieren wir mit ZiviltechnikerInnen, die uns bzw. unsere Projekte pro bono auf den behördlichen Genehmigungswegen begleiten. Was die handwerkliche Komponente in der Umsetzung betrifft, haben allerdings die wenigsten Studierenden vorab Erfahrung. Das ist aber kein Hinderungsgrund, denn „Learning by Doing“ ist in unserem Studio ein zentrales Motiv.

CM: Das Prinzip „Learning by Doing“ steht in einer gewissen Spannung mit dem Selbstverständnis einer Ausbildungsinstitution, die kanonisiertes Wissen vermittelt.

PF: Dieses Wissen bildet die Grundlage. Im „design.build studio“ erlebt man dann die ganze Komplexität und Bandbreite der Prozesse, die man von der ersten Idee und Skizze bis hin zur eigenhändigen baulichen Umsetzung durchläuft. Dabei spielt auch die Kommunikation mit BauherrInnen, FachplanerInnen, Firmen, HandwerkerInnen, zukünftigen NutzerInnen und Behörden eine wesentliche Rolle. Die Studierenden arbeiten dabei kollaborativ, als großes Team, und tragen kollektiv die Verantwortung und die Konsequenzen ihres Handelns. Sie lernen, mit kleinen Budgets, engen Zeitplänen und unerwarteten Problemen umzugehen, und – das ist eigentlich das Wichtigste – sie werden mit dem Reibungswiderstand konfrontiert, der in der Regel auftritt, wenn man Pläne in die gebaute Wirklichkeit übersetzt. Alle diese Einflussfaktoren finden im Studium in der Regel kaum Beachtung.

CM: Die gesamte Arbeit im „design.build studio“ geht oft über mehrere Semester und wird in der Gruppe geleistet.

PF: Teamarbeit ist ein wichtiger Faktor. Üblicherweise werden im Architekturstudium Design-Studios als Einzelarbeiten, maximal in Zweiergruppen absolviert. Im „design.build studio“ sind es mitunter 25 Studierende, die ein gemeinsames Projekt entwickeln und umsetzen. Dass sich die Laufzeit oft über mehrere Semester erstreckt, ist für die beteiligten Studierenden zeitlich schon eine ziemliche Herausforderung, zumal sie parallel ja auch viele andere Lehrveranstaltungen zu besuchen haben.

CM: Es gibt in den letzten Jahren ein stärkeres Bewusstsein dafür, dass Architektur Teamwork erfordert. Zugleich ist Architektur aber nach wie vor eine Disziplin, die stark auf die Leistungen von Einzeltalenten fokussiert, nicht zuletzt auch in der Ausbildung.

PF: Die Zeit der StararchitektInnen ist meiner Meinung nach vorbei. Es gibt heute in der Architektur viel mehr Kollektive, die gemeinsam agieren. Auch den Studierenden ist dieser Umbruch bewusst. Heutzutage lässt sich Architektur am besten im Team betreiben. Es handelt sich aber natürlich um einen Sonderfall, wenn wie im „design.build studio“ 25 Studierende gemeinsam einen Entwurf erarbeiten. Das ist ökonomisch für die spätere Architekturpraxis nicht unbedingt ratsam.

CM: Ein weiteres Spezifikum liegt in der sozialen Ausrichtung der Projekte. So wurden vom „design.build studio“ bisher zahlreiche Projekte für die Caritas, aber auch für andere NGOs realisiert. Das Spektrum reicht von einer „actionFabrik“ für sozial engagierte Jugendliche in Wien über ein Bed-and-Breakfast-Hotel, das u. a. von Menschen mit Behinderungen betrieben wird, bis zu Kindergärten in Südafrika und zahlreichen Projekten im öffentlichen Raum.

PF: Gerade für soziale Einrichtungen ist es wichtig, über gute Architektur einen Mehrwert zu schaffen. Meistens verfügen diese Institutionen aber nicht über das nötige Budget, um Architekturbüros zu engagieren. Da wir im Rahmen einer Design-Build-Lehrveranstaltung agieren, können wir nicht nur Planungsleistungen, sondern auch die Workforce der Studierenden bei der Umsetzung pro bono einbringen.

Außerdem können wir, ohne ökonomischen Zwang, im großen Team deutlich mehr Zeit investieren als wirtschaftlich agierende Büros. Diesen Zeitbonus nutzen wir, um zu experimentieren und neue Lösungen zu entwickeln. Der Ansporn für die beteiligten Studierenden ist, mit einem meist sehr kleinen Budget, aber dafür einem umso größeren geistigen sowie körperlichen Einsatz Architektur mit Mehrwert zu schaffen.

CM: Wir haben im Rahmen von „Orte für Menschen“ gemerkt, dass es gar nicht so einfach ist, sich zu engagieren, weil es auch Skepsis aufseiten der sozialen Institutionen gibt oder zumindest Unsicherheit darüber, was ArchitektInnen überhaupt einbringen können. Das „design.build studio“ hat schon oft beispielsweise mit der Caritas zusammengearbeitet. Ich nehme an, ihr müsst nicht mehr erklären, was ihr überhaupt macht.

PF: Nein, zum Glück nicht mehr! Das erste Projekt mit der Caritas liegt eigentlich schon 15 Jahre zurück. Wir haben damals gemeinsam mit dem Flughafensozialdienst versucht, die temporäre Wohnsituation für AsylwerberInnen in den Sondertransitbereichen am Flughafen Schwechat durch verschiedene Einbauten zu verbessern. Auf der indonesischen Insel Nias haben wir z. B. nach dem Erdbeben 2005 ein Waisenheim für die Caritas-Auslandshilfe erweitert. Beim Umbau eines Wiener Gürtelbogens zur „actionFabrik“, einem Kompetenzzentrum für sozial engagierte Jugendliche, war dann 2011 die youngCaritas Bauherrin. Erst kürzlich haben wir im Weinviertel den Bauernhof Unterhalb der Caritas, eine Tagesstätte für Menschen mit Behinderungen, um eine Werkstätte, die sich dem Thema Tourismus widmet, erweitert. Konkret wurde von uns ein denkmalgeschützter Trakt des Anwesens zu einem Bed and Breakfast umgebaut, das von Menschen mit Behinderungen betrieben wird. Unter dem Namen „OBENauf“ bietet dieser Beherbergungsbetrieb ein vielseitiges Angebot für bis zu zehn Gäste.

CM: Ich würde gerne über das aktuelle Projekt sprechen, das ihr ebenfalls wieder in Zusammenarbeit mit der Caritas durchführt. Der Schauplatz befindet sich zudem in unmittelbarer Nähe zum „Haus Erdberg“, also zu jenem Gebäude, das EOOS in unserem Auftrag für die längerfristige Nutzung durch Flüchtlingsfamilien adaptieren.

PF: Mit „OPENmarx“ wollen wir einen Ort schaffen, der zunächst temporär und später vielleicht auch permanent dem Austausch und der Begegnung der BewohnerInnen der Umgebung dient – zum einen der Bevölkerung aus dem angrenzenden Stadtteil und zum anderen der Bewohner des „Hauses Erdberg“. Das Areal von „OPENmarx“, eine 40.000 Quadratmeter große Brachfläche im Wiener Stadterweiterungsgebiet Neu Marx, ist besonders spannend, weil es bis dato noch nicht besetzt war. Er ist nicht vorbelastet, sondern kann eine neue Identität entwickeln. Wir schaffen auf diesem Gelände des ehemaligen Zentralviehmarkts einen komplett neuen Ort, mit dem Ziel, neue Formen der Begegnung und der Benutzung zu ermöglichen – speziell auch mit neuen Personengruppen wie z. B. den Flüchtlingen. Dazu werden wir verschiedene räumliche Settings anbieten, angefangen bei einer großen Gemeinschaftsküche über Sport- und Freizeiteinrichtungen sowie ein Seminarhaus bis hin zu Gemeinschaftswerkstätten.

Die intensive Kooperation mit verschiedenen NGOs, Vereinen und lokalen Initiativen sowie die Involvierung interessierter Privatpersonen – jene, die in Wien aufgewachsen sind, genauso wie jene, die gerade in Wien angekommen sind – sind für den folgenden Aneignungsprozess und die

Photo: Hertha Hurnaus



actionFabrik, youngCaritas Kompetenzzentrum für sozial engagierte Jugendliche, Wien, 2013

Photo: Peter Fattinger



StudentInnen beim Aufbau des Mobilien Stadtlabor als Basis des Projektes OPENmarx, Wien, 2015

Temporäre Projekte haben dabei den großen Vorteil, dass man wesentlich mehr Spielraum zum Experimentieren hat als im engen Korsett der Permanenz.

längerfristige Bespielung besonders wichtig. So arbeiten wir u. a. mit der youngCaritas und dem Verein PROSA – Projekt Schule für alle zusammen und sind auch in regem Austausch mit EOOS und dem „Haus Erdberg“.

CM: Inwieweit basiert die Entscheidung, ob ihr dort eine Gemeinschaftsküche einrichtet oder Sportgeräte zur Verfügung stellt, auf der Analyse des Orts oder auf Erfahrungen, die ihr bereits woanders gesammelt habt?

PF: Da schöpfen wir aus dem Erfahrungspotenzial vorangegangener Projekte. Gerade das gemeinsame Kochen und Essen ist ein wichtiges Tool, das sich bei unseren temporären Projekten bisher immer wunderbar bewährt hat.

CM: Eine Küche einzurichten schadet demnach nie.

PF: Genau. Unsere Küchen wurden bisher immer intensiv genutzt, denn beim Essen kommen die Leute zusammen. Ich bin sehr optimistisch, dass das auch in Erdberg der Fall sein wird. Ihre Lage und Größe prädestiniert die Brachfläche auch für verschiedenste Freizeitaktivitäten, vom Drachensteigen-Lassen über Ballsport bis hin zum Fahrradparcours. Die Sport- und Freizeitgeräte, die wir vor Ort zur Verfügung stellen werden, sehen wir als Werkzeuge, um ein Miteinander zu generieren. Auch die Gemeinschaftswerkstätten haben an diesem Ort ein großes Potenzial. Wir werden u. a. eine Fahrradwerkstatt einrichten, der Leute ihre alten oder kaputten Fahrräder spenden können. Die Fahrräder werden dann gemeinsam mit den Flüchtlingen repariert und ermöglichen ihnen in der Folge unabhängige Mobilität in der Stadt. Viele Flüchtlinge haben mit Fahrrädern noch relativ wenig Erfahrung. Auf dem autofreien Gelände und in der Werkstatt können sie sich damit vertraut machen.

CM: Kann man auf dem Areal von „OPENmarx“ auch wohnen? Wohnraum wird ja am dringendsten benötigt.

PF: Wohnraum sollte woanders professioneller und langfristiger geschaffen werden. „OPENmarx“ ist ja ein Zwischennutzungsprojekt und momentan auf zwei Jahre befristet, mit Option auf Verlängerung. Anstatt Wohncontainer hinzustellen, die wieder nur notdürftig, temporär und improvisiert funktionieren würden, wollen wir dort bewusst ein breites Angebot jenseits des Wohnens etablieren, etwa für die Tagesbeschäftigung der Flüchtlinge. Dazu gehört auch, dass wir die Flüchtlinge am Aufbau und an der Gestaltung von „OPENmarx“ unmittelbar beteiligen und gemeinsam mit ihnen kontinuierlich weiterbauen wollen.

CM: Das Wörtchen „für“, das sich ja auch in unserem Titel „Orte für Menschen“ findet, birgt immer die Gefahr, dass denjenigen, die damit angesprochen werden, etwas übergestülpt wird, weil sie am Geschehen gar nicht beteiligt sind. ArchitektInnen planen dann für Flüchtlinge, die aber gar nicht mit am Tisch sitzen.

PF: Ja, diese Gefahr besteht, besonders natürlich bei Orten, die schon fertig sind, bevor die NutzerInnen überhaupt ins Spiel kommen. Die besondere Qualität des Areals in Erdberg besteht darin, dass man es noch formen kann und dass sich die NutzerInnen dabei auch einbringen können. Wir sind gerade dabei, mit der Caritas zu klären, wie weit und in welcher Phase die Flüchtlinge aktiv mitbauen können und dann auch entsprechenden Versicherungsschutz genießen.

CM: Wenn euch die Belebung der bisherigen Stadtbrache gelingt, dann werden das Gebiet und der Immobilienmarkt davon profitieren. Ihr könnt an diesem „Aufwertungsprozess“, den ihr mit verursacht habt, aber gar nicht partizipieren, weil ihr dann wieder umzieht.

PF: Ja, das ist natürlich immer die Misere bei einer Zwischennutzung.



Mobiles Stadtlabor im Resselpark, Wien, 2014

Man spielt gewissen Marktmechanismen in die Hände, generiert einen Mehrwert für das Gebiet und muss dann trotzdem wieder die Zelte abbauen. Zugleich ist es aber auch eine großartige Möglichkeit, eine so große Fläche zumindest vorübergehend nutzen zu dürfen. Temporäre Projekte haben dabei den großen Vorteil, dass man wesentlich mehr Spielraum zum Experimentieren hat als im engen Korsett der Permanenz. Auf diese Weise kann Neues erprobt und diskutiert und somit im besten Fall ein nachhaltiger Entwicklungsprozess gestartet werden.

CM: Die Vorstellung, dass die Bagger dann anrücken, hältst du aus?

PF: Ja, die muss man aushalten.

CM: Vertraust du also darauf, dass die Immobilienentwickler zumindest einen Teil der Fläche weiterhin für gemeinschaftliche Zwecke offen halten, eben weil sich das Grillen und Gärtnern dort so gut eingebürgert hat und zur Attraktivität der Gegend beiträgt?

PF: Die Chance, dass einzelne unserer Anstöße später aufgenommen werden, sehe ich durchaus. So stellt für viele Bauträger die Nutzung und Belebung der Erdgeschosszone ein Problem dar. Unsere Nutzungsexperimente liefern hier Ideen, die auch längerfristig in der Sockelzone und im öffentlichen Raum implementiert werden könnten.

CM: „OPENmarx“ geht auf Erfahrungen zurück, die ihr im Rahmen des „Mobiles Stadtlabors“ gemacht habt. Das „Mobile Stadtlabor“ ist Teil von future.lab, einer Plattform für inter- sowie transdisziplinäre Forschung und Lehre an der Fakultät für Architektur und Raumplanung der TU Wien, und fungiert als mobiler Hörsaal und Seminarraum. Es hat auch auf dem Areal „OPENmarx“ seine Zelte, genauer gesagt seine Container aufgestellt und dort den Studierenden als Basisstation für die Entwicklung des Projekts gedient. Im Zuge der Flüchtlingsbewegung wird der Einsatz von Containern immer wieder heftig diskutiert. Welche Erfahrungen habt ihr mit Containern gemacht? Auch wenn im Fall des „Mobiles Stadtlabors“ zwar niemand in einem Container wohnt, aber doch darin gearbeitet wird.

PF: Wir haben mit Containern gute Erfahrungen gemacht. Da Mobilität eine wesentliche Anforderung an das „Mobile Stadtlabor“ war, schien naheliegend, Container zu verwenden. Der Container ist ein einfaches und optimiertes Element, das auf Straßentransport getrimmt und leicht zu versetzen ist. Außerdem spielten die niedrigen Anschaffungskosten eine Rolle. Container waren einfach die günstigste Möglichkeit, um ein geschlossenes, wasserdichtes und statisch belastbares Ausgangsvolumen zu bekommen, das man dann sukzessive bearbeiten, ausbauen und adaptieren kann.



Parklife, multifunktionales Gebäude für die Freizeitbetreuung von Kindern, Wien 2010

Die Mehrzahl der Bürocontainer, die jetzt für kurzfristige Unterkünfte adaptiert werden, ist innen jedoch schrecklich ausgestattet und wird zudem meist nur lieblos aneinandergereiht. Viel wichtiger als die Frage, ob die Wohnmodule nun Container oder Holzboxen sind, ist die Positionierung der Module zueinander, ob sie dazwischen Gemeinschaftsräume und Freiflächen aufspannen, die eine angenehme Aufenthaltsqualität haben und zusätzliche Nutzungen aufnehmen können.

CM: Ein Kritikpunkt an Containern für die Unterbringung von Flüchtlingen besteht darin, dass sie eine gewisse Nutzungsform nahelegen. Container werden dann nicht nur gerne an entlegenen Orten wie Autobahnabfahrten aufgestellt, sondern auch in Reih und Glied positioniert, um den Überblick zu erleichtern. Diese militärisch, polizeilich, administrativ und jedenfalls nicht architektonisch dominierte Art der Nutzung ist weitverbreitet und erscheint uns sehr bedenklich.

PF: Ja, das ist in der Tat extrem bedenklich! Vor allem die sozialräumliche Segregation ist in diesen Fällen ein Riesensproblem.

CM: Wäre eine durch Container strukturierte Wohnsiedlung dennoch für euch vorstellbar?

PF: Prinzipiell ja. Vorausgesetzt die Anlage befindet sich an einem stadt- und sozialräumlich geeigneten, sprich frequentierten, zentralen Ort und bietet zwischen den Wohnmodulen auch ein Angebot von Gemeinschaftsräumen und Freiflächen. Unter diesen Bedingungen könnte es durchaus Potenzial haben, auf innerstädtischen Brachflächen auch mit Containerelementen für Wohnzwecke zu arbeiten.

CM: Beides spielt auch bei eurem Projekt „parklife“ eine essenzielle Rolle. Dabei handelt sich um ein architektonisches „Add-on“ zu einem bestehenden Spielplatz unweit einer großen Wohnsiedlung aus den 1970er-Jahren im 22. Bezirk in Wien.

PF: In diesem Park wird schon seit mehr als 15 Jahren von der Wiener Parkbetreuung, konkret vom Verein „Institut für Erlebnispädagogik“, ganzjährig und unentgeltlich freizeitpädagogische Kinderbetreuung angeboten. Vor Ort waren die Indoor-Aktivitäten des Vereins in einer großen Bauhütte untergebracht, die allerdings aufgrund der Unterteilung in kleine Einzelräume nur sehr begrenzt nutzbar war. Es fehlte ein großer Gemeinschaftsraum. In Ergänzung zur bestehenden Struktur haben wir also „parklife“ als Bühne, Auditorium, Aktionsraum und multifunktionale Gebrauchsskulptur entwickelt, die sich auch nach außen in den umgebenden Stadtraum und Park öffnet.

CM: Es ist also eine Art „hybrides Haus“?

PF: Genau, es erlaubt verschiedene Nutzungen: Das Auditorium öffnet sich in den Park und dient auch als Bewegungsraum. Die großzügigen Sitzstufen erschließen wiederum einen höher gelegenen, gepolsterten Rückzugsbereich, der einen weiten Ausblick über den Park bietet. Die Werkstatt befindet sich unter der Tribüne und öffnet sich mit einer großen Falltür zum angrenzenden Bauspielplatz hin. Dort können die Kinder unter Anleitung und Aufsicht mit verschiedenen Baumaterialien und Werkzeugen experimentieren.

Räumlich bricht das Gebäude durch seine ungewöhnliche Form und die unterschiedlichen Winkel, Ecken und Raumhöhen mit der monotonen Umgebung. „parklife“ soll den Kindern und Jugendlichen, die in den Plattenbauten der Siedlung Rennbahnweg in relativ begrenzten räumlichen Verhältnissen aufwachsen, als Gegenpol ein freieres Raumerlebnis bieten und bewusst als andersartiges Objekt aus der Umgebung herausstechen.

CM: Welche Rolle spielen ästhetische oder gestalterische Überlegungen?

PF: Wir wollten mit „parklife“ einen Identifikationsort für die Kinder und Jugendlichen schaffen. Durch die sehr spezielle Form und die knallige rote Farbgebung der Polyurethanoberfläche erfüllt es natürlich auch eine gewisse Landmark-Funktion.

CM: Apropos spezielle Form: sämtliche Projekte des „design. build studio“ sind in einem speziellen Kontext entstanden, den sie inhaltlich auch jeweils reflektieren. Zugleich verfolgen diese Projekte immer soziale Zwecke, und der Bedarf auf diesem Gebiet ist natürlich enorm. Wäre es daher möglich, nicht nur Prototypen zu entwickeln, sondern sogar einige davon in Serie herzustellen? Auf diese Weise könnten mehr Menschen davon profitieren.

PF: Das wäre natürlich ein interessanter Aspekt. Es hat sich bis jetzt aber meist so ergeben, dass wir für ganz spezielle NutzerInnen und Einrichtungen geplant und dabei vor allem auf den

konkreten Kontext des Orts reagiert haben. Es bieten sich aber auch innerhalb dieser Projekte gewisse Teilbereiche an, die man durchaus vervielfältigen bzw. in Serie herstellen könnte.

Über „design.build“

Das von Peter Fattinger im Jahr 2000 an der Abteilung für Wohnbau und Entwerfen der Technischen Universität Wien gestartete Studio bietet Studierenden die Möglichkeit, kleinere Projekte mit sozialer Ausrichtung gemeinsam im Team vom Entwurf bis zur Realisierung komplett zu entwickeln und praktisch umzusetzen. Das Spektrum der solcherart realisierten Projekte reicht von begeh- und benutzbaren temporären Installationen im öffentlichen Raum wie „Add-on“ im 20. Bezirk in Wien über das „Mobile Stadtlabor“, das an verschiedenen Standorten in Wien zum Einsatz kommt, bis zu Notunterkünften für AsylwerberInnen oder dauerhaften Bildungs- und Gemeinschaftseinrichtungen in Wien, Südafrika und Indonesien.

www.design-build.at

Über Peter Fattinger

Nach seinem Architekturstudium an der Technischen Universität Wien war Peter Fattinger (geb. 1972) als Projektleiter im Atelier Van Lieshout in Rotterdam tätig, wo er für temporäre Interventionen im öffentlichen Raum wie das Kunst- und Diskursprojekt „RE-public“ mitverantwortlich war. Im Zuge einer Gastprofessur von Joep van Lieshout kehrte Peter Fattinger als dessen Assistent an die TU Wien zurück, wo er ab dem Jahr 2000 damit begann, das „design.build studio“ aufzubauen. Abgesehen von seiner Tätigkeit als Leiter dieses universitären Studios betreibt er gemeinsam mit Veronika Orso ein Architekturbüro, das ebenfalls auf experimentelle, meist temporäre Projekte an der Schnittstelle von Architektur, Design, Kunst und Urbanismus spezialisiert ist, die das Team von der Konzeption bis zur Umsetzung selbst betreut.

www.fattinger-orso.com